die Freude hat, einem alten Herrn freundschaftlich näher zu treten und in beständigem Verkehr, die Reife und Abgeklärtheit seines Wesens, die Milde und Güte der Gesinnung, ein Aufgehen des ganzen Denkens und Trachtens in Edlem und Schönem, nur eine Hingabe an Gott antrifft, die einen sagen läßt, ein „Heiliger“ könnte es nicht anders machen, dann ergreift man doch die Feder, um auch vor unbekannten Lesern sein Bild zu entwerfen, damit er als Vorbild und Beispiel sich leuchtend aus einer unfrommen Zeit heraushebt und Nachahmung weckt.

85 Jahre alt, starb zu Köln der Geheimrat Dr. W. Thomé, ein um Wissenschaft und Schule hochverdienter Mann. Zu Köln geboren, hat seine Lehrtätigkeit als Naturwissenschaftler mit einer Unterbrechung von drei Jahren, in denen er der erste Direktor der Bürgerschule zu Viersen war, seiner Vaterstadt gehört, 12 Jahre dem Realgymnasium in der Kreuzgasse, 30 Jahre als Schulleiter in der Realschule in der Spiesergasse. Viele jetzt in Handel, Technik und Industrie hervorragende Männer hat er als Jünglinge in der Schule gehabt, die alle ihm als ebenso tüchtigen wie wohlwollenden Direktor bis heute ein dankbares Andenken bewahren. Durch eine Reihe im Kreise der Fachgelehrten geschätzter wissenschaftlicher Werke hat er als Gelehrter sich in ganz Deutschland einen angesehenen Namen gemacht. Er schrieb ein umfangreiches Lehrbuch der Botanik und eins der Zoologie, das erste in zehnter, das letzte in achter Auflage, ferner ein Buch: „Die Erde und ihr organisches Leben“, das große, reichillustrierte vierbändige Werk: „Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz“ und andere kleinere Abhandlungen. Das gab ihm selbstverständlich auch bei den Schülern wie in seinem eigenen tüchtigen Lehrerkollegium ein hervorragendes Ansehen und einen bedeutenden Einfluß. Dazu kamen bei ihm die ihn auszeichnenden Eigenschaften einer edeldenkenden, liebenswürdigen Persönlichkeit. Den Eltern war er ein guter Ratgeber, die Schüler aller Klassen achteten nicht bloß seine Autorität, sondern fühlten sich auch zu seiner milden väterlichen Art und Weise hingezogen.

Den Lebensabend verbrachte er im Ruhestand, aber nicht ohne Arbeit. Seine Anteilnahme an dem Fortschritt der Wissenschaft blieb dieselbe, aber noch größer war jetzt, wo keine Berufspflichten ihn mehr in Anspruch nahmen, sein Interesse für die „Wissenschaft der Heiligen“ geworden. Wer ihn in seinem freundlichen Zimmer besuchte, der fand neben Fach- und allgemein wissenschaftlicher Literatur das Neue Testament, einen Thomas von Kempen und den von kindlicher Frömmigkeit zeugenden Rosenkranz auf seinem Arbeitstische liegen. Und wer morgens in der Frühe die Jesuitenkirche besuchte, der sah dort immer einen alten Herrn zur Kommunion gehen, der in frommer Vorbereitung und Danksagung allen ein Beispiel war. Das Buch der Bücher war ihm so lieb geworden, daß er in den letzten Jahren in eifrigem Studium die zweibändige Geschichte der Offenbarung von Holzammer durchgearbeitet und dem jetzigen Herausgeber in einem hundertseitigen Konvolut seine von diesem dankbarst akzeptierten Wünsche geographischer und naturwissenschaftlicher und textlicher Verbesserungen vorgelegt hatte.

Man freut sich immer, wenn man in dieser zerfahrenen, an gereiften Charakteren armen Zeit abgeklärte Persönlichkeiten trifft, in denen der Mensch und der Christ in der vollsten Harmonie sich befinden, und deren Wandel um so mehr erbauend ist, wenn in ihnen die Wissenschaft und der Glaube sich zu einem schönen Bunde vermählten. Und eine solche Persönlichkeit verehrten wir in dem lieben, vornehm gesinnten, immer frohgemuten 85jährigen Herrn Geheimrat. Wie ein freundliches Abendrot nach einem schönen Sommertage verglomm sein für Viele segensreiches Leben. Daß Gott ihm zur Krone des hohen Alters die schönste des Himmels gegeben, ist die Ueberzeugung aller, die den Verstorbenen gekannt haben.

Eines dürfen wir beim Hinscheiden dieses lieben Freundes nicht vergessen, seines einzig schönen häuslichen Lebens. Als er Witwer geworden, zog er zu seinem noch einzig lebenden Bruder, einem in der ganzen Stadt hochgeschätzten, unverheirateten Arzte. Man kann sich kein schöneres Verhältnis brüderlicher Liebe, das später noch ergänzt wurde, als der aus dem Kriege heimkehrende zweitälteste Sohn des Verstorbenen auch im Hause Wohnung nahm, denken, als zwischen diesen beiden alten Herren bestand. Ihre Interessen, zumal die religiösen und kirchlichen, gingen ganz ineinander auf.

Jeden Morgen sah man sie in der Frühe nebeneinander zur Pfarrkirche St. Maria Himmelfahrt hinwandeln, der hl. Messe beizuwohnen und die hl. Kommunion zu empfangen. Es gab keine feierliche Veranstaltung des religiös-kirchlichen Lebens, keine Prozession, sei es zu Fronleichnam oder am Palmsonntage, in der man nicht diese beiden alten gelehrten Beter gesehen. Wie oft gingen sie in der Kirche von St. Andreas den hl. Kreuzweg, und Eingeweihte wußten, wie oft nachmittags auf dem Zimmer ein gemeinsames Rosenkranzgebet sie miteinander verband.

Man verstand aber auch überdies in dem Hause, daß Aeußerungen des religiösen Lebens in der Liebe und Güte ihre volle Ausstrahlung finden. Und davon sind ganz besonders bis heute auch die tägliche Zeugen, die seit langen Jahren des Hauses treue Dienerinnen waren. Bei den Herren kam nichts auf den Tisch, an dem sie nicht gleichmäßigen und vollen Anteil hatten, und wo an einem festlichen Tage eine Torte oder ein Kuchen den Teetisch zierte, da teilte der gute Herr Geheimrat ganz gewissenhaft die Stücke zwischen Küche und Gästen. Es war eben alte von einer lieben Mutter her überkommene Thoméstradition.

Ein sinniges Zusammentreffen, daß der Herr Geheimrat am Tage des Festes des hl. Johannes und Paulus am 25. Juni gestorben, am Feste zweier hl. Brüder, von denen es im Breviergebet so schön heißt: „Das sind zwei Männer der Barmherzigkeit, die vor Gott stehen, zwei blühende Oelbäume und zwei Leuchter, deren Licht erstrahlte vor dem Herrn.“ Das waren auch die beiden Brüder, um dessen einen Verlust viele mit uns trauern.

Verena, des Köhlers Töchterlein.

VIII.

„Es ist noch Hoffnung,“ sagte der Arzt; „das Messer ist an dem Kreuze abgesprungen, und die Gewalt des Stoßes wurde dadurch gemäßigt.“

Die Worte waren ein seliger Trost für den armen Vater. Noch einige Vorschriften gab der Doktor und ging; der Pfarrherr blieb bei dem Köhler zurück.

Als bereits die ersten Sonnenstrahlen auf die Gräser fielen und im Taue leuchteten, hob sich plötzlich die Brust des Mädchens heftig auf und ab; sie stieß einen Seufzer aus, ihre Augen öffneten sich und schauten in der Hütte umher. Sie sah den alten Vater an ihrem Bette sitzen:

„Vater, mein lieber Vater“, sagte sie, und ein freundliches Lächeln spielte um ihren Mund.

„Verena, mein Kind,“ rief der Köhler freudig aus und neigte sich über die kranke Tochter.

„Verena, wirst du deinem unglücklichen Vater verzeihen?“ fragte der Köhler.

„Ach, Vater, sprecht nicht so, bevor ich sterbe,“ flüsterte das Mädchen mit trauriger Stimme.

„Nein, du wirst nicht sterben,“ entgegnete der Köhler, „der Doktor hat es gesagt.“

„Und wenn ich dennoch sterben müßte?“

Der Vater weinte; er konnte nicht antworten. Endlich sagte er:

„Dann geschehe Gottes Wille, und du betest für mich im Himmel, daß ich dir bald nachfolge.“

Ein Freudenstrahl flog über Verenas Antlitz bei diesen Worten; sie blickte dankend ihren gebeugten Vater an und dann den Pfarrherrn.

„Es ist gut, daß Ihr da seid, hochwürdiger Herr; ich danke Euch für Eure Liebe“, sagte sie.

Der Köhler verließ die Hütte, und Verena beichtete. Dann empfing sie den Leib des Herrn. Verena war glücklich.

Eine Stunde später trat das Wundfieber ein; es dauerte vier Tage. Während dieser Zeit fanden Holzschläger am Fuße einer Steinwand, welche man im Munde des Volkes den Bruch nannte, die zerschellten Gebeine eines Mannes. Ein blutiges Messer lag an seiner Seite. Das waren die Ueberreste des roten Franz. Wahrscheinlich war dieser in der Dunkelheit fortgerannt, ohne auf Weg und Steg zu achten, und so unversehens in die Tiefe gefallen. — Gott hatte gerichtet.

Nach Verlauf jener vier Tage wurde Verena ruhiger. Der Arzt befahl, sie in das Pfarrdorf zu tragen, damit ihr bessere Pflege zuteil würde. Rüstige Burschen kamen und brachten eine Tragbahre; die Kranke wurde vorsichtig darauf gebettet, und allgemach stiegen die Träger mit der teuren Last die steilen Pfade hinab. Der Vater ging an der Seite seiner Tochter und wandte kein Auge von ihr. Im Dorfe aber wachte er Tag und Nacht an ihrem Lager. Und als zwei Monate vergangen waren, stand Verena zum erstenmale wieder auf.

Die Wälder waren schon bunt gefärbt, und die Spätsonne goß ihr Licht trübselig, aber doch noch erwärmend, auf die roten Blätter der Bäume.

Verena trat mit ihrem Vater an das Fenster und schaute hinaus. Sie war so bleich — und doch noch schöner als zuvor. Eine himmlische Milde lag auf ihrem Antlitz; nie hatte sie ein Wort der Erbitterung für ihren Bedränger gehabt, sondern nur Erbarmen und Mitleid.

Der Köhler aber war ganz umgewandelt. Zwar hatten die überstandenen Leiden seine grauen Haare schneeweiß gefärbt — doch in sein Herz war die ganze Fülle des Friedens eingekehrt.

Die Schmerzen hatten ihn geläutert, er hatte sich Gott unterworfen und war bereit, auch sein letztes, kostbarstes Gut dahin zu geben, wenn der Herr es verlangen würde.

Schmerz, der durch Entsagung und Liebe geläutert ist, strahlt heller als Diamant.

Den Winter überlebte Verena noch; aber sie war wie eine schöne Waldblume, die, durch den rauhen Fuß des Menschen geknickt, sich nicht mehr zum früheren, frischkräftigen Leben erheben kann.

Noch einmal sah sie, wie der Wald sich grün färbte und die ersten Blumen blühten; dann starb sie fromm und gottergeben, wie sie gelebt hatte, und wurde neben der Mutter begraben.

Ihr Vermögen hatte sie dem Vater vermacht mit der Bestimmung, dem braven Jörg ein Anwesen zu kaufen und den übrigen Teil als Stiftung niederzulegen für arme Greise und Mütterchen.

Der Köhler lebte noch lange Jahre. Er war so sanft und gut geworden, daß ihn Jedermann, besonders die Kinder, liebten. Und oft saß er auf einem Steine draußen vor dem Dorfe und die Kinder um ihn, und dann erzählte er ihnen von seinem einzigen seligen Kinde.

So endet die Geschichte von des Köhlers Töchterlein. Sie hatte ein doppeltes Kleinod besessen: Unschuld und Kindesliebe. Und dies doppelte Kleinod hat sie treu bewahrt bis in den Tod.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 27. Sonntag, 5. Juni. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 5. Juli: Philomene.
Montag, den 6. Juli: Goar.
Dienstag, den 7. Juli: Willibald
Mittwoch, den 8. Juli: Kilian.
Donnerstag, den 9. Juli: Cyrillus.
Freitag, den 10. Juli: Amalie.
Samstag, den 11. Juli: Sigisbert.

Sonntagslesung.

Wir sind gewöhnt, und das mit Recht, uns den göttlichen Heiland als den milde und nachsichtig urteilenden Menschensohn vorzustellen, der keine Strenge kennt, der mahnt, das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auszulöschen. Im heutigen Evangelium aber tritt er nun auf einmal sehr strenge auf und stellt dem alten Gesetz ein viel schärferes gegenüber. Nicht nur der Mörder ist des Gerichtes schuldig, auch schon, wer seinem Bruder zürnt. Nicht nur der Ehebrecher in der Tat sündigt gegen das sechste Gebot, sondern schon schwer ist der begehrliche Blick.

Wir müssen uns aber über diese Strenge nicht wundern. Die Juden begnügten sich vielfach mit der äußeren, oberflächlichen Erfüllung der Gebote, des Gesetzes. Sie verstanden nicht, daß, wie der Apostel sagt, die Liebe des Gesetzes Erfüllung sei, daß die Ausführung des Buchstabens des Gesetzes nicht genügte, daß es vielmehr auf die Gesinnung ankomme. Die aber verlangt Regelung aller inneren Triebe, sie verlangt, daß die Gottes- und Nächstenliebe das ganze Innere: Herz, Gemüt, alle Kräfte umfaßt.

Auf die oberflächliche Selbstrechtfertigung: „Ich tue recht und scheue niemand“ gibt der Heiland nichts. Er verlangt eine tiefere Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit des Willens, die darin besteht, daß wir von der Gottes- und Nächstenliebe unser ganzes inneres und äußeres Leben beherrschen lassen. Alles äußere fromme Tun, dem nicht die innere Gesinnung entspricht, mögen kurzsichtige Leute Frömmigkeit nennen, dem göttlichen Heiland gilt es als Heuchelei.

Laß die Gebote meines Wandels Weg
Und meine Richtschnur sein zum Ziel. Ps. 118, 34.

Heiligung der täglichen Werke.

XXVII.

Von der Standeswahl.

Wir haben das letzte Mal die Wichtigkeit der Standeswahl dargelegt, wir wollen heute im Anschluß daran noch einige Uebungen und Regeln angeben, die man vor und nach dem Antritt irgend eines Standes beachten soll.

1. Bitte Gott in Demut deines Herzens um Erleuchtung, seinen heiligen Willen hinsichtlich deines Berufes zu erkennen. Obwohl Gott den wahren Beruf gibt, so darfst du doch auf kein außerordentliches Zeichen warten, an welchem du seinen Willen unfehlbar zu erkennen vermöchtest. Du mußt in diesem Stücke auch das deinige tun. Rufe öfters zu Gott mit David: „Herr, zeige mir deine Wege und deine Pfade lehre mich.“ Oder mit dem hl. Paulus: „Herr, was willst du, das ich tun soll?“ Veranstalte neuntägige Andachten, auf daß die allerseligste Jungfrau Maria, die Heiligen und dein Schutzengel dir den rechten Weg finden helfen. Reinige dein Gewissen durch eine aufrichtige Beichte, und hüte dich vor schweren Sünden. „Denn die Weisheit wird nicht eingehen in eine boshafte Seele und wohnt nicht in einem Leibe, welcher Sünde und Lastern dient.“ Gehe öfters zu dem Tische des Herrn; vor dem unter Brotsgestalt gegenwärtigen Gott kannst du am sichersten zur Erkenntnis deines Berufes gelangen!

2. Suche dir für diese so wichtige Angelegenheit einen verständigen Ratgeber. Die nächsten Ratgeber sind die Eltern. Doch Eltern und Blutsverwandte sind keineswegs immer die besten Ratgeber bei der Standeswahl. Dieselben erwählen aus rein irdischen Absichten für die Kinder oft in der Wiege schon einen Stand, obgleich sie nicht wissen, ob dieser Stand für das Kind paßt oder nicht. Mit Recht sagt deshalb die heilige Schrift: „Dein Ratgeber sei einer aus Tausend.“ Der beste möchte ein erfahrener Beichtvater sein, welchem du dein ganzes Gewissen, deine Neigungen und Leidenschaften, deine Anlagen ganz und gar offenbarst. Ueberlaß dich seiner Leitung und bleibe womöglich stets bei ihm; soll ein Schiff sicher in den Hafen gelangen, so müssen die Schiffsleute nur demjenigen folgen, der Beruf und Geschick hat, das Schiff gut zu leiten.

3. Richte bei der Standeswahl deinen Blick zuerst auf dein Seelenheil. Ist deine Seele verloren, so ist alles auf ewig verloren. Nicht jenen Stand mußt du erwählen, in welchem du bequem zu leben, Ehrenstellen zu erringen, Reichtümer zu sammeln vermagst, sondern jenen, in welchem du nach reiflicher Abwägung deiner Kräfte, Talente und Neigungen deine Seele am sichersten retten, die Sünde am leichtesten meiden und am leichtesten den Himmel verdienen kannst. Dieser Stand aber wird kein anderer sein, als gerade der dir von Gott bestimmte.

4. Hast du deinen Beruf erkannt, so befähige dich für denselben. Nicht alle, die zu einem Stand berufen sind, erlangen denselben, manchmal weil sie aus eigener Schuld, durch ein sündhaftes Leben oder durch Trägheit in Erlernung der nötigen Kenntnisse, Fertigkeiten und Wissenschaften sich unmöglich für denselben machen.

Manche erkennen ihren Beruf klar; sie verspüren starke Neigung zu demselben, aber sie wollen sich keine Gewalt antun und die erforderlichen Mittel nicht anwenden. Wenn sie dann doch durch die Macht der Verhältnisse zu diesem Stande hingedrängt werden, so werden sie nichts Großes in ihm leisten, sondern mehr sich selbst und Andern zur unerträglichen Last sein.

5. Hast du deinen Beruf schon angetreten, so lebe in ihm standesgemäß. Weder Beruf noch Stand allein machen dich selig. Deshalb schreibt der Apostel: „Ich bitte euch, wandelt würdig des Standes, zu welchem ihr berufen seid.“ Saul war in Wahrheit von Gott auf den Thron, und Judas in Wahrheit zum Apostel berufen, und dennoch, wie kläglich gingen beide zugrunde, da sie ihres Berufes so unwürdig wandelten! Sehr oft wird die Gnade des Berufes, wenn man sie mißbraucht, zu einer Strafe und zum Fallstrick des Verderbens, wie es leider gar viele schon erfahren haben.

6. Sage nicht: dem Berufe nicht Folge leisten oder den schon erwähnten Stand wieder verlassen, sei keine Sünde. Es sagen zwar viele Gottesgelehrte: dem Berufe nicht folgen, sei an sich nur eine kleine Sünde, indem der Beruf nur ein Rat und kein Gebot sei. Sie mögen zwar Recht haben; allein Gott ist doch auch nicht schuldig, dir in einem wider seinen Willen erwählten Stande besondere Gnaden zu geben. — Das Aufgeben des schon erwählten Standes ist niemals ratsam, ausgenommen es treibe dich dazu eine ganz

besondere, unzweideutige innere Einsprechung. Sonst könnte leicht an dir wahr werden: „Ich habe dich gerufen, du hast nicht gehört; jetzt werde ich zu deinem Untergange lachen."

Die Wallfahrt zu den sieben Kirchen Roms.

IX.

Als letzte Kirche bleibt auf der Wallfahrt noch St. Paul zu besuchen. Die Kirche liegt mitten in der Campagna zwischen der alten via ostia und dem Tiberfluß. Dem Aeußern nach unansehnlich und schmucklos steht der Basilikenbau da. Ist man aber durch die Seitenhalle eingetreten, so sieht man sich plötzlich mit Staunen in dem ungemessenen, von Licht und Gold durchflossenen Raum des Querschiffes. Ringsum von allen Seiten begegnet dem Auge nur glänzendes, blitzendes Marmorgestein von allen Farben, so daß man über der vornehmen Pracht kaum aufzutreten wagt. Hier sind wir am Grabe des Völkerapostels. Ungefähr eine halbe Stunde von hier abseits wurde der Apostel enthauptet und hier an dieser Stelle von der hl. Luzina, der Apostelschülerin, auf ihrem Gute begraben. Viele Christen suchten in der Nähe des Apostels ihre Grabesruhe, und so entstand in dem Hügel nebenan die Katakombe der Comitilla. Konstantin überbaute das Grab des hl. Paulus mit einer Kirche, die später zu einer großen und herrlichen Basilika erweitert wurde.

Jahrhundertelang war sie der Stolz Roms und unzähliger Pilger, bis sie 1823 zum Entsetzen der Stadt und des ganzen katholischen Erdkreises durch einen unglücklichen Zufall ein Raub der Flammen wurde. Ein Bleidecker ließ aus Unachtsamkeit die Kohlenpfanne auf dem Holzdache stehen; in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli stieg eine Feuersäule auf, in fünf Stunden war die Kirche fast ganz zerstört; am Morgen bezeichnete ein wüster Trümmerhaufen den Ort, wo St. Paul gestanden, die Säulen und Statuen aus Marmor waren zu Kalk verbrannt, schwarze Mauerreste starrten düster empor. Pius VII., einst als Benediktiner von St. Paul auch ein Hüter des Heiligtums, lag todkrank darnieder. Man ersparte dem Greise, der in seinem Leben so manches Leid empfunden, einen unsäglichen Schmerz; er starb, ohne etwas um das traurige Ereignis zu wissen.

Die Kirche wurde wieder aufgebaut. Am 8. Dezember 1854 hatte Pius IX., umgeben von 185 Kirchenfürsten aus allen Teilen der Welt, den Glaubenssatz von der unbefleckten Empfängnis Marias verkündet; am 10. Dezember begleiteten alle diese Kirchenfürsten den Papst hinaus nach St. Paul, um bei der feierlichen Weihe den Glanz und die Bedeutung der Handlung zu erhöhen.

Hier hat also das große, apostolische Herz des hl. Paulus, das im Leben keine Ruhe kannte, endlich Ruhe gefunden; hier hat der apostolische Pilger, dem die Erde zu enge war, seinen Wanderstab niedergelegt; hier hat der gewaltige Eroberer des Evangeliums sein Schwert ergeben gesenkt vor dem Tode, weil es außer Rom nichts mehr für ihn zu erobern gab.

Eine dreifache Liebe hat unentwegt in diesem Herzen geschlagen, die Liebe zum göttlichen Heilande, die Liebe zu den Menschen und die Liebe zur hl. Kirche. Dieses Herz kannte nur eine Freude, nur ein Leid, einen Ehrgeiz und eine Furcht, das war der Fortschritt und die Ausbreitung der Kirche, des Reiches Gottes auf Erden. Dieses Herz haßte nur die Unwahrheit, die Lüge, die Selbstsucht und die Halbheit für die Sache Gottes und der Kirche. So kann man sich diesem apostolischem Grabe nicht nähern, ohne von dieser apostolischen Liebe angehaucht zu werden. Längst gestorben, spricht er durch sein Beispiel, durch seine liebeglühende Schriften und sein glorreiches Fürbitteramt bei Gott.

Drum nimmt man auch, geht man aus dieser Kirche fort, als letzte Anregung der damit geschlossenen Wallfahrt den Gedanken mit: bewahre die Treue und die Liebe der katholischen Kirche, deiner Mutter.

Das ist die Kirchenfahrt in Rom, der Weg zu den sieben Kirchen. Er ist ein stiller, einsamer Weg. Weit abgelegen von den Straßen der Welt, wird er von ihr auch wenig begangen.

Er ist ein heiliger Weg, begangen zu allen Zeiten von unzählig vielen ernsten, reinen und heiligen Seelen. Wer mag es wissen, wie viele heilige Gedanken und Anmutungen zu Gott und zum Himmel hier die Herzen gewonnen haben; wie viel Samenkörner der Gnade auf diesem Gange sich in die Seele gesenkt, die später aufgingen zum unberechenbaren Segen für die Kirche und die Welt; wie viel Erdenstaub hier abgeschüttelt und wie viel Reinheit und Heiligkeit hier gewonnen wurde! Was die Milchstraße am nächtlichen Himmel, das ist unter den Großstraßen der ewigen Stadt der Weg zu den sieben Kirchen, eine heilige und heiligende Straße.

Er ist endlich ein gedankenvoller Weg, gesäumt mit den ehrwürdigsten christlichen Erinnerungen, fruchtbar an den tiefsinnigsten Wahrheiten, ein wahres Sinnbild Roms und seiner Bedeutung. Es beginnt mit dem Grabe des ersten und endet mit der Ruhestätte des größten unter den Aposteln. Dazwischen geht die Fahrt an der Krippe und am Kreuze des Erlösers vorbei von Grabkirche zu Grabkirche.

Wir beten in der Ostersequenz so schön: „Der Tod und das Leben stritten am Kreuze in wunderbarem Kampf, der Urheber des Lebens starb des Todes, um lebend für immer über den Tod zu herrschen." Das kann man in gewissem Sinne auch auf Rom und die Kirchen anwenden, die wir auf dieser Wallfahrt besuchten.

Die erste Gestalt der christlichen Kirche im alten heidnischen Rom war die einer Grabkirche, die Katakomben, ein Leichenhaus, eine ganze Totenstadt, voll blutiger und verstümmelter Leichen. Aus diesem Grabe aber feierte das Christentum, nachdem seine Leidenszeit vorüber war, seine Auferstehung und in dem Maße, als es sich verbreitete, erhoben sich auf den Trümmern der heidnischen Welt die majestätischen Kirchen der hl. Blutzeugen, die in nächtlicher Stille drunten zu Grabe gebracht, geschlummert hatten und nun erwacht, ringsum das Leben und den Segen des auferstandenen Christentums feierten — . . . .

Wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leser kommen, dann haben sich viele unserer Freunde zur Wallfahrt nach Rom gerüstte oder sind vielleicht schon über den Alpen am Ziele gewesen. Mögen sie unsere, der Zurückgebliebenen Wünsche für das Wohl des hl. Vaters und der Kirche mit hinübernehmen in die ewige Stadt und an den hl. Stätten, die wir beschrieben, auch im Gebete aller ihrer zurückgebliebenen Verwandten und Freunde gedenken.

Vom Priestertum und Priesterberuf.

(Nachschrift.)

Acht schöne Aufsätze von Konviktsdirektor Professor Dr. Serres in Bonn haben in den letzten Nummern über diesen Gegenstand gehandelt. Wir wissen wohl, wie flüchtig alles in Zeitungen, auch in unserem Sonntagsblättchen gelesen wird, das Ernste und Wichtigste darunter leider zumeist.

Gleichwohl wollen wir hoffen, daß diese Aufsätze nicht umsonst geschrieben waren.

Es ist ja wohl wahr: in unserem katholischen Volke ist der Sinn und das Verständnis für das Hohe des Priestertums und Priesterberufs wohl noch lebendig. Mit welcher Feierlichkeit werden ja überall Priesterprimizen und Priesterjubiläen begangen? Aber — es mag wohl sein, weil wir alt werden — wir selbst geben nicht viel auf diese äußeren Dinge. Wir leben ja in der Zeit der Feste, der Festreden, der Fahnen und des Feuerwerkes, auch bei kirchlichen Veranstaltungen, Vereinszusammenkünften, Verbandstagungen usw. Heute sind andere Zeiten, als die, von denen Shakespeare sagt:

Daher der Feste Würd' und Herrlichkeit
Weil uns das Jahr sie selten beut.

Doch wenn auch jeden Augenblick Festzüge und Musikchöre die Menschen auf die Straßen locken, sind sie vorübergezogen, lassen sie wie das bewimpelte Schiff, das durch die Wogen fährt, keine Spur zurück.

Was nun diese genannten Aufsätze von Direktor Serres bezweckten, das war zunächst, die Eltern auf das Glück aufmerksam zu machen, das Gott ihnen schenke, wenn er einem ihrer Söhne den Beruf zum Priestertum ins Herz gelegt, und sie zu bestimmen, doch ja, wenn sie einen solchen Keim in der jungen Seele entdecken, ihn doch nicht ohne Pflege zu lassen.

Den auf dem Gymnasium studierenden jungen Leuten aber wollte der Verfasser in diesen Aufsätzen das Ideal aufleuchten lassen, das im Priestertum liegt, und damit eine edle Begeisterung für einen Beruf wecken, der so viel Glück für den enthält, der ihn, von der Gnade Gottes getrieben, erwählt und treu ihm sich widmet, und der so viel Segen über alle diejenigen ausgießt, zu denen der Priester als Seelsorger, als Verkündiger des göttlichen Wortes, in Schule und Kirche, am Kranken- und Sterbebette in Beziehung tritt.

Aber nicht bloß die engeren Kreise der Eltern und der studierenden Jugend, sondern auch weitere, ja alle Kreise des katholischen Volkes wollten diese Aufsätze interessieren.

Während sie jedoch den Erstgenannten ein „quaerite quae sursum sunt, suchet, was droben ist", zuriefen, sagten sie allen andern: „Quaerite quae infra sunt, suchet einmal, was da drunten liegt", nämlich in Kästen und Schränken, wo ihr das jetzt wieder wertvoll gewordene Papiergeld verwahrt!

Solltet ihr wirklich nicht den einen oder anderen Schein übrig haben und entbehren können, um ihn als „Theologenpfennig" wie vor Jahren die Gaben für die Brockensammlung, die an 100 Monstranzen für die Diaspora geschaffen, bei den guten Schwestern vom armen Kinde im Glockhammer im Kloster Marienberg abzugeben?

Es ist immer so gewesen, die meisten Theologen stammen aus dem Mittelstande, diesem in Glauben und religiöser Sitte festhaften Stand. Aber gerade der Mittelstand hat jetzt wenig Geld; auch auf dem Lande fehlt's. Das Studium kostet aber heute, zumal die Zeitumstände dringend verlangen, das Theologiestudium auf der Universität und im Priesterseminar um Jahre zu verlängern, viel, sehr viel Geld, das voll aufzubringen, einzelnen Familien schwer fällt.

Es sind nun noch immer edle Menschen, die, wenn sie können, gerne etwas für gute religiöse Zwecke hergeben. Und da gibt es augenblicklich neben dem an erster Stelle immer wieder zu nennenden Bonifatiusverein kaum ein Gemeinschaftsinteresse im religiösen Leben von solch eminenter Wichtigkeit, als die Unterstützung der Theologiestudierenden.

So lange wir ein Sonntagsblatt redigierten, und das sind jetzt nahezu 40 Jahre, wimmelten bei besonderen Aufrufen die einzelnen Nummern von kleinen und größeren milden Gaben, die, zusammengerechnet Millionen betragen. Wie schön wäre es, wenn die Schwestern auf Marienberg im Glockhammer in Neuß sich jetzt eine viel größere Sammelbüchse anschaffen müßten, den Theologenpfennig in Scheinen mit allerhand Farben und Köpfen unterzubringen.

Man läßt heute alles hochleben, das Rheinland und die Rheinlandausstellung, den Kaspar und den Hans, den Konrad und den Franz, warum sollen wir nicht einmal ganz kräftig rufen: „Es lebe der Theologenpfennig!"

Bilder aus dem Leben.

Wir haben schon manchmal in unserem Blättchen Gedichte einer 85-Jährigen gebracht und dabei erzählt, sie stammten von einer armen Frau, die im Konvent lebte, und gewöhnliche Schulbildung gehabt, aber eine so dichterische Veranlagung besitze, daß sie, wenn sie eine ihrem Talente entsprechende Ausbildung erhalten, ohne Frage eine bedeutende Dichterin geworden wäre. Eben teilt man mir aus dem Bürgerhospital, wo sie die letzten Jahre auf dem Krankensaal — den sie neulich in unserem Blättchen noch so schön beschrieben — lag, mit, die gute Alte sei gestorben. Als ich bei der Gelegenheit noch einmal in ihren mir gesandten Gelegenheitsgedichten blättere, finde ich das folgende, das wert ist, von jung und alt gelesen zu werden.

Liebes Blättchen.

Du erzählst manchmal drollige Sachen — Daß man darüber herzlich muß lachen. — Weil oft in dem Scherz gute Lehr' wird gegeben, — Erzähle ich heut' etwas aus dem Leben. — Ich hab' ganz genau mir alles notiert — Was mir und vielen Andern passiert. — Das Alter ehren ist eine Pflicht — Doch leider wissen das viele nicht. — Sie denken nicht, daß aus dem Alten — Sich doch immer das Neue müsse gestalten. — Nun nehmt nicht übel, ich bitte schön — Mit dem Gutdeutsch will es so recht nicht gehn.

In der Stolkgaß kummen ich neulich gegange — Da kam aus der Schull su ene kleine Range — Dä hiel mer vör de Nas fing Botterrämmche — Un säht: „Dä hieß ens drenn, do Hungsmadämmche." — Ich sagte: „Itz gonn ich bei dingen Herr Lehrer — Un dun mich über ding Frechheit bischwere." — Da lief hä bis an dat nächste Huhs — On streckte su——lang die Zung eruhs.

Da kamen auch ein paar Damen in Trauer — Die besah'n das Konvent und die häßliche Mauer. — Die eine meint: „Das müßt die Stadt doch verschönen, — Die andere sagt: „Die es doch got genog för die Möhnen, — Ming Ahl deit über ming Staat immer schänge — Ich wünsch, ich künnt sei da ungerbränge, — Denn bald ziehn wir in die Neustadt ein — Da kann doch die Ahl nich mehr bei uns sein.

In der Roberschaf war ich bei der Metzger gegange — Da tat ein Madam ein Pund Fleisch verlange. — Er gab ihr ei Stöckelche zart un schön, — Dann fragte hä mich: „Wat hät ehr gän, Möhn?" — „Ich hätt och gähn ei Pund för Jupp ze koche": — Da sucht hä om Haustock gätt Rüsele un Knoche. — Ich sagte: „Enein, die nemme ich nich mit nach Hus, — Da rief hä: „Jean, schmieß ens die Ahl flöck herus."

Ein Freundin tat bei mir renommieren — Daß sie jetzt alle Tage ging spazieren — Aber nicht mit den Kindern, das sei ihr 'ne Qual — Sie habe zu Haus ihrem Mann fing Ahl — Die künt, — sei wär zwar 70 Jahre — Mit dem Kinderwagen in der Stadtwald fahre — Die Ahl, die wär ihr noch sehr vill wäht — Ich dachte „so, als Kinderwagepähd."

Zwei Enkelchen kamen die Großmutter besuchen — Da gab es Karmellen, Schokolade und Kuchen — Sie schmeichelten ihr und hielten sie lieb — Da mocht' sie wohl denken, „wenn's immer so blieb." — Nun fragte das Aelteste „Sag, wann duhst du sterben, — Die Mutter sagte, daß wir alles erben, — Wenn ens die Ahl die Augen zu tut." — Der armen Großmutter wurd' es nicht gut.

Im Stadtgade ging von Bank zu Bank — Ne ahle Här, und dä wor krank — Dat Gehn un Stehn fiel ihm offenbar schwer — Er suchte, wo irgend noch ein Sitzplatz wär — Mit Kinderwagen und Strolche bilade — Waren all die Bänk in dem schöne Stadtgade — Dä ahle Här, der schöddelt dä Kopp — Un sagte: „Nein, da hört doch alles opp." — Da lachten die Mäde en ihr Fuhs — Un riefem ihm noh: „Ahle Knopp, blief zo Huhs."

Als damals kam der Herr Kardinal von Rom — Da wollt' ich ihn sehn auf der Terrasse am Dom — Da sagte ein Herr: „Du Ahl, gank en der Himmel, — Do fühste ihn besser, wie he en däm Gewimmel — Ueverall stonn einem die Ahlen em Wäg — Wenn die doch einmol der — T. (Herrgott) kräg." — Lachend verlor ich mich in dem Getriebe — Und hab, wie das Alter man ehret, beschrieben.

Gewissenhaftigkeit in der Familie.

Es gibt nichts Kostbareres im geistlich-religiösen Leben, als ein zartfühlendes und zuverlässiges Gewissen. Es ist darum eine der vorzüglichsten Aufgaben der christlichen Erziehung, eine der strengsten Pflichten christlicher Eltern, das Gewissen der Kinder und Hausgenossen zu bilden.

Das Beispiel, das sie und andere Familienmitglieder geben, jedes Wort, das sie in Gegenwart ihrer Kinder reden, jede Handlung, die sie vor ihnen ausüben, die Besuche, die man im Hause empfängt, die Gesellschaften, die man selbst gibt oder in die man sich begibt, die bilden die moralische Atmosphäre des Hauses, in der die Kinder atmen. All diese Dinge haben einen zarten und im Anfange unmerkbaren, aber sicheren und dauernden Einfluß, ähnlich dem Einfluß des höflichen und anständigen Benehmens.

Wie jene, die von Kindheit an inmitten einer feinen Gesellschaft lebten, ein zartes Gefühl für alles haben, was in den Augen der Welt sich ziemt, so haben jene, die im Schoße einer wahrhaft tugendhaften Familie aufgewachsen sind, ein zartes Gefühl für alles, was in den Augen des Himmels sich geziemt. So werden jene sozusagen katholischen Instinkte erworben, welche oft sowohl die besten Führer in Sachen des Glaubens und der Sittlichkeit, als auch die sichersten Schutzmittel gegen Irrtum und Laster sind, und die sich selbst unter sonst ungebildeten älteren und jüngeren Leuten finden, welche den Weisen dieser Welt zu denken geben.

Die Klage über die Verdorbenheit der Jugend ist heute allgemein. Und wer am meisten in diese Klage einstimmt, sind eben die Eltern selbst. Sie schieben diese Verdorbenheit auf allerhand äußere Dinge, den Umgang, die Arbeitsstätte mit den dort tätigen Mitbeschäftigten, auf dem Büro mit den dort angestellten Kollegen oder Kolleginnen, die Vergnügungssucht usw. Alles recht, nur daß es manchen Eltern nicht in den Sinn kommt, daß es zumeist im eigenen Hause fehlt.

Wie oft hört man eine Mutter reden: ich habe es meiner Tochter schon immer gesagt, sie müsse zur Kirche, zur Messe, zur Kommunion gehen. Aber sie tuts einfach nicht, was will ich da machen?

Aber, liebe Frau und Mutter, tust du das alles denn auch selbst regelmäßig? Und wie macht es dein Mann, der Vater dieses Kindes? Meinst du denn, deine Tochter wüßte nicht, daß der Sonntags nie zur Kirche geht, und vielleicht nicht einmal sein Ostern hält?

Wir streifen da nur etwas Religiöses, Kirchliches, auf allen andern Gebieten gilt dasselbe.

Sind in einem Hause leichtfertige Reden, Zoten an der Tagesordnung, werden die heikelsten Dinge aus anderen Familien und Fehltritte bei Tische leichtfertig erzählt und besprochen, so wird die Zartheit des Gewissens der Kinder abgestumpft und treten wirkliche Gefahren an die Jugendlichen heran, hat die Stimme des Gewissens keine Kraft mehr, sie denselben zu entreißen.

Bei wie vielen von den armen, unglücklichen Geschöpfen, die in Zufluchtshäusern müssen untergebracht werden, oder gar in Gefängnissen sitzen, weisen die Akten über ihr Vorleben auf verlotterte Eltern hin, auf einen Vater, der ein Trinker, auf eine Mutter, die einem anderen Manne die Türe ihres Hauses öffnete, auf ein Familienleben ohne jede Religion, ohne Gott und Gebot, ohne Gebet und Kirchengang, auf ein Elternhaus, wo man die Kinder laufen ließ, wohin, und wiederkommen ließ, wann sie wollten. Und dann die Entschuldigung: „Sie sind ja alt genug und müssen wissen, was sie tun."

Aber ist das nicht ein Vorwurf, der noch mehr solche Eltern trifft? Die sind doch älter, wie die Kinder, und müßten wahrhaftig wissen, was sie in Bezug auf eine gute Erziehung zu tun und zu lassen hätten.

Man spricht heute so viel von Fortschritt in Bildung und Gesittung, erwartet von Sport und Leibesübungen eine ausgezeichnete Charakterentwicklung, spricht von Fortschritt der Kultur und den verfeinerten Sitten der kommenden Menschen. Merkwürdig, daß der schauerliche Weltkrieg vielen Leuten noch nicht die Augen geöffnet hat, in welche Barbarei wir bei dieser sogenannten „Diesseitskultur" geraten sind. Diese ganze Kultur kommt einem vor wie eine verlorene Schlacht, wo man jedem zurufen möchte: „Rette sich, wer kann." Näher wieder zu Gott in jeder Familie, in jedem Haus, sonst weicht Friede, Freude und Glück daraus.

Geheimrat Dr. W. Thomé.

Ueber einen Verstorbenen, der 85 Jahre alt geworden, einen Nekrolog zu schreiben, ist in der Regel eine undankbare Sache, selbst wenn der Dahingeschiedene in seinem früheren Leben als Lehrer und Schriftsteller ein berühmter Mann gewesen. Das Alter verliert nämlich eines der größten Menschenrechte; es wird nicht von seines Gleichen beurteilt. Das Alter sieht sich der Welt meist fremd gegenüber, stehen wir doch unseren Zeiten näher, als unseren Vätern, und die Welt glaubt mehr an Jung- wie an Altmeister. Es ist eben des Alters Los, schnell vergessen zu werden. Wie der Schauspieler nur so lange etwas gilt, als er auf der Bühne steht, so auch der tüchtigste und verdienteste Mann, so lange sein Tun und Lassen, in der Welt oder in dem Kreise, darin er tätig war, noch Wellen schlägt. Und doch, wenn man